

**Pressezentrum**

---

Sperrfrist:	02.05.2013; 9.30 Uhr
Projekt:	Bibelarbeiten
Veranstaltung:	Bibelarbeit
Referent/in:	Joachim Lux, Intendant Thalia Theater, Hamburg
Ort:	Hauptkirche St. Katharinen, Katharinenkirchhof 1
Programm Seite:	82
	Dokument: VBAB_095_1511

---

„Die Witwe fordert ein Mindestmaß an Gerechtigkeit“

Als ich die heutige Veranstaltung zugesagt habe, war mir nicht so recht klar, worauf ich mich da einlasse. Ich lese nämlich an freien Tagen in der Regel Theaterstücke und keine Bibeltexte.

Am Karfreitag dann also der Lukas-Text über den Richter und die Witwe. Auf den ersten Blick geriet die Lektüre unter dramatischen bzw. theatralischen Gesichtspunkten zu einer Enttäuschung: Gut und Böse sind in der Geschichte von vornherein klar verteilt, und es geht nur noch darum, wie man das schwache Gute (die Witwe und ihr Recht) so „supporten“ kann, damit es sich gegen das starke Böse (den Richter also) behauptet. Das Gute setzt sich zu unserer Zufriedenheit in der Geschichte tatsächlich durch, und zwar infolge von „Gottvertrauen“. Aus solch simpel volkstümlich anmutendem Stoff sind Theaterstücke der Weltliteratur eher selten ...

Am Sinnvollsten also, so eine kurze Zuckung des Gemüts, wäre es eigentlich, den Text beiseite zu legen und den Vortrag ausfallen zu lassen. Dass Sie ihn nun heute doch hören, ist der Erkenntnis geschuldet, dass bei näherer Betrachtung im Grunde sämtliche Hervorbringungen der Weltliteratur auf Ein-Zwei-Satzgeschichten zusammenschnurren: Boy meets girl, aber sie dürfen nicht zusammenkommen („Romeo und Julia“), Ein junge Frau möchte ihren Bruder, der ein Staatsfeind ist, beerdigen („Antigone“), oder auch: Ein Jäger versucht vergeblich einen Wal zu fangen („Moby Dick“). In diesen kurzen Plots stecken große Romane, gigantische Menschheitsdramen, Philosophien etc. Und so ist es ja im Grunde mit den Geschichten der Bibel auch. Viele kleine Erzählungen, Fabeln, Exempel, die – sofern sie auf die Phantasie eines Lesers oder Hörers treffen - zu einem Drama oder einem Roman auswachsen, zu exemplarischen Menschheitsgeschichten. Es gibt in der Weltliteratur eine stattliche Anzahl auch von biblischen Geschichten, mit denen sich genau dies ereignet hat, wenn Sie beispielsweise an Thomas Manns „Joseph und seine Brüder“ oder auch an Joseph Roths „Hiob“-Geschichte denken. Welche Phantasien könnte also unsere kleine Geschichte von dem Richter, der weder Gott fürchtet noch Respekt vor den Menschen hat, auslösen?

Hören wir uns die Geschichte noch einmal an, in der Kirchentagsübersetzung, bereinigt allerdings um die hier Philologie gewordene Genderfrage im Bezug auf das Geschlecht des

Göttlichen. Nicht dass ich diese Frage unerheblich finde, nur sie verhindert Übersetzung geworden leider die Verständlichkeit des Textes:

Lk 18,1–8

*1 Jesus erzählte ihnen ein Gleichnis davon, dass sie immer wieder zu Gott schreien sollen anstatt aufzugeben:*

*2 „Da war ein Richter in einer Stadt, der hatte keine Ehrfurcht vor Gott und keinen Respekt vor den Menschen. 3 Eine Witwe lebte in dieser Stadt, die kam immer wieder zu ihm und verlangte: Gib mir mein Recht gegen den, der mir mein Recht nimmt. 4 Lange wollte er nicht. Dann aber sagte er sich: Wenn ich auch keine Ehrfurcht vor Gott habe und keinen Respekt vor den Menschen, 5 will ich doch der Witwe ihr Recht geben, weil sie mir lästig wird. Sonst kommt sie am Ende noch und schlägt mich ins Gesicht.“*

*6 Der Kyrios, der Befreier, sagte: „Hört, was der ungerechte Richter sagt! 7 Gott aber, wird sie/er nicht denen, die ihr/ihm am Herzen liegen, die Tag und Nacht nach ihr/ihm schreien, Recht verschaffen und sich ihnen liebevoll zuwenden? 8 Ich sage euch: Gott wird ihnen Recht verschaffen ohne zu zögern. Aber wird der Mensch, der gekommen ist, Gottvertrauen auf der Erde finden?“*

Der Text thematisiert in wenigen Zeilen anhand eines Gerichtsprozess nichts weniger als sämtliche Grundfragen von Gerechtigkeit. Und in der Folge die Weltordnung selbst. Es sind nicht unbedingt nur christliche, ja nicht einmal zwangsläufig überhaupt religiöse Fragen, sondern solche, die unser Menschsein im Allgemeinen betreffen. Überhöht freilich werden sie in dem Text durch das Religiöse. Es geht um Fragen wie:

Woran glaube ich als Mensch hinsichtlich der Gestaltbarkeit unserer Existenz? Wo sind meine Möglichkeiten? Wo meine Grenzen?

Ist die Ordnung, in der ich lebe, gut, und sie muss „nur“ innerlich mit Leben gefüllt werden? Oder ist sie schlecht und fordert zur Systemkritik heraus?

Wie reagiere ich auf Unrecht? Welche Möglichkeit habe ich hier als Einzelner? Wie kann mehr Gerechtigkeit in die Welt kommen? Fragen von Demut, Zivilcourage, Rebellion, Widerstand.

Gibt es jenseits des positiven Rechts ein unabhängiges Recht? An welchem Rechtsbegriff orientiert sich das andere, das erhoffte bessere Recht? Gibt es hier übergeordnete Kategorien? Kategorien wie Naturrecht, Menschenrecht, göttliches Recht? Und wer definiert diese Kategorien, damit daraus nicht eine neue Art sich selbst absolut setzender Willkür entsteht.

Wie kann Gerechtigkeit unabhängig vom Versagen und der Willkür des Einzelnen durchgesetzt werden? Wie kann man politische Mechanismen schaffen, den Schaden durch korrupte oder versagende Einzelpersonen verhindern? Wie kann also das latent Schlechte bzw. Fehlbare des Menschen durch Strukturen ausgehebelt werden?

Und: darf man wirklich hoffen, dass man den Menschen bessern kann, damit man solchen Schreckensrichtern, „die keine Gottesfurcht und keinen Respekt vor den Menschen haben“, nicht mehr begegnet? Das scheint tatsächlich die Hoffnung des Christentums und auch die dieses biblischen Textes zu sein. Diese Hoffnung ist aber menscheitsgeschichtlich nicht überzeugend gedeckt.

Man sieht: wir haben uns mit ein paar Fragen bereits tief in der Geschichte verstrickt und man kann sich leicht vorstellen, dass von jeder dieser Fragen unterschiedliche Wege zur künstlerischen und inhaltlichen Ausgestaltung der Geschichte führen.

Dabei sind wir mit den Fragen keineswegs am Ende. Nein, die allergrundsätzlichste und bitterste Frage des Menschen steht noch aus, es ist die nach der grundsätzlichen Ungerechtigkeit. Denn die alles überstrahlende menschliche Erfahrung ist seit Jahrtausenden doch wohl die, dass dem Menschen unendlich viel Ungerechtes widerfährt. Er leidet unter dem Überschuss an Ungerechtigkeit und dem Mangel an Gerechtigkeit: Der Mensch muss in den Krieg ziehen, obwohl er nicht will. Er lebt in einem Staatswesen, dessen Ungerechtigkeit er nicht erträgt, er leidet unter Naturkatastrophen, ohne Schuld auf sich geladen zu haben, er wird beruflich gedemütigt, obwohl er sich immer fair verhalten hat, er wird von seinem Lebensgefährten verlassen, obwohl er dazu keinen Anlass geboten hat, er muss in Hiroshima sterben, obwohl er nichts getan hat, er verliert sein Geld als Kleinsparer, weil Finanzhaie skrupellos Profit machen, er wird krank, obwohl er immer gesund gelebt hat. Er muss sterben während andere ihr Leben genießen. Auf diese grundsätzliche Ungerechtigkeit könnten sich vermutlich sogar unser Richter und die Witwe in einer Verhandlungspause einigen. Vielleicht würde sie erläutern, dass sie ganz besonders dringlich um ihr Recht kämpft, weil den Verlust ihres Mannes als besonders grausamen Schicksalsschlag empfindet, und der Richter würde vielleicht erzählen, dass er seinen Dienst so hartherzig verrichtet, weil er als einer der besten Juristen des Landes längstens in die Hauptstadt hätte befördert werden müssen und jetzt aus Verbitterung Rache nähme. All das ist für den Einzelnen unerklärlich, jedenfalls in der kindlichen Vorstellungswelt des Menschen. In seiner Kindlichkeit möchte er die Erfahrung machen, dass er einzigartig und kostbar ist. Deswegen hat er sich angewöhnt, Kausalzusammenhänge herzustellen zwischen einem glücklichen Leben und seinen moralischen Verdiensten. Zwar entspricht dieser Zusammenhang nur äußerst selten der Erfahrung des erwachsenen Menschen, aber es ist dennoch unausrottbar menschliches Denken, weil man dem Unglück und den Ungerechtigkeiten nur so einen Sinn unterlegen kann. Viele Religionen spiegeln diese anthropologische Kindlichkeit. Wenn dieser Sinnkontext – es ist letztendlich der von Lohn und Strafe, Himmel, Hölle und Fegefeuer - nicht herzustellen ist, bricht das gesamte geordnete Weltbild in sich zusammen. Dann fängt der Mensch an, das Leben als schicksalhaft zu begreifen und verwandelt sich vom Subjekt zum Objekt, von der Krone der Schöpfung zum Sandkorn, von jemandem, der sein Leben selbst zu gestalten glaubt, in jemanden, der die Dinge ichtsowas erleiden muss. Religiös Motivierte stellen spätestens hier die Frage nach der Theodizee. Und es gibt hierauf – wie ich finde – keine Antwort. Keine jedenfalls die befriedigt.

Denn die Konstruktion, dass man für Wohlverhalten belohnt wird, wird ja nicht nur vom unverdienten eigenen Unglück, sondern zusätzlich vom unverdienten Glück anderer aufs Schwerste torpediert und ad absurdum geführt. Erfahrungen, die unsere Moral, unseren Glauben an die Gerechtigkeit zusätzlich unterminieren. Aus diesen grundsätzlichen Erlebnissen erwächst die immer wieder zu beobachtende Genugtuung oder gar Schadenfreude, wenn endlich doch einmal auf unchristliche Weise Vergeltung geübt wird. Zuletzt geschehen bei der Hinrichtung von Verbrechern wie Gaddafi, Ceausescu, Osama Bin Laden oder Saddam Hussein. Hier ereignet sich die Gerechtigkeit, die wir sonst vermissen, in der Strafe für das Urböse. Shakespeare hat in seinen Königsdramen erhebliche Wirkung aus Affekten gegen Machtgier bezogen. Eine andere Form des Urbösen ist die Geldgier. Alljährlich lassen sich zehntausende auf dem Salzburger Domplatz trösten und warnen zugleich: Auch der reiche „Jedermann“ muss sterben – wie jeder Mann. Das Theater lebt wie jeder „Tatort“ oder die yellow press vom „Rise and Fall“ solcher Personen in allen Varianten. Denn es verschafft uns endlich die Gerechtigkeit, nach der wir dürsten. Seltene Triumphe der Nemesis. Die biblische Geschichte von der armen Witwe und dem anmaßenden Richter vermeidet die Nemesis und nimmt mit Haaresbreite den Ausweg in die Komödie.

In Fragen der Gerechtigkeit ist der Mensch am empfindlichsten. An ihnen zerschellt der Glaube an eine Weltordnung. Deshalb gibt es auf die erschütterndste Frage des Christentums bis heute keine Antwort. Es sei denn man glaubt. Es ist die Frage, die sich alljährlich an Karfreitag stellt, an dem Tag, wo ich angefangen habe, über die Geschichte von der Witwe nachzudenken. Es ist die Frage von Jesus: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen.“ Dieser Schrei – und das ist eine wahre Sensation – stellt mitten in der Gründungsphase einer neuen Religion in aller Wahrhaftigkeit und Radikalität die Kernfrage, ohne eine Antwort zu haben. Sie implantiert schonungslos den Atheismus und begründet paradoxerweise aus ihm die neue Religion. Auch Jesus ist – wie die Witwe – Opfer eines Richters. Allerdings in einer anderen Qualität: er ist er zum Tode verurteilt und zum Abschlichten freigegeben, ohne dass der Vater, der angeblich Allmächtige, eingreift. Und doch ist die Frage von Jesus am Kreuz zugleich eine Art Antwort, denn er sagt ja nicht: „Warum bin ich so allein?“ oder: „Ich rufe zur Revolution gegen die römische Besatzungsmacht auf.“ Oder gar: „Warum habe ich soviel Pech?“ Sondern er spricht mit Gott, hat ein DU, einen Kontext, sogar einen personalen, jedenfalls eine Kategorie, die ihn als Mensch übersteigt, eine Aufgehobenheit im Ganzen, im Kosmos, die gleichwohl – das ist das Paradox der Situation – am Kreuz zu schwinden droht. Und dennoch der Ansprechpartner bleibt. Er ist nicht allein, auch wenn er von allen verlassen ist. Dieses DU gibt ihm am Kreuz die Würde zurück, die er sonst nicht mehr fände. Es ist ein Satz der Revolte und der Ergebenheit zugleich. Das ist ein ganz entscheidender Punkt des Menschseins. Jedenfalls im christlichen Sinne. Dieses Urvertrauen rettet den Menschen. In der Geschichte von unserer Witwe geht es genau um dieses „Gottvertrauen“. Der Text wirbt darum, dass man vertrauen kann, in Gott und in der Folge in sich selbst. Sie „schreit“, wie es heißt, zu Gott, dem barmherzigen Richter, wird aber anders als Jesus am Kreuz, nicht enttäuscht. Denn sie bekommt ihr Recht. Tatsächlich ist der Dialog, das Dramatische, das Gespräch mit etwas, das außerhalb von uns selbst ist, Kern des Menschseins, Kern des Theaters und Zentrum auch jeglicher religiöser Überhöhung menschlicher Existenz. Die tiefe Kongruenz von Kunst und Religion in diesem Punkt ist übrigens exemplarisch in Goethes „Tasso“ zu finden. Dem Dichter Tasso wird am Schluss der Lorbeerkranz zur Dornenkrone: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,/ Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.“ Es geht, wie man sieht, immer wieder darum, uns ins Verhältnis zu setzen, zu etwas anderem, außerhalb von uns selbst. In der Religion geschieht dies über Gebet oder Meditation oder Gesang und Schrei – die Techniken und Ausdrucksformen sind vielfältig. Jeder kennt diese imaginären Gespräche, die man führt, irgendwie mit sich selbst oder mit einem abwesenden Partner oder mit dem Weltganzen, den Vögeln, dem Himmel, mit Gott. Ich denke, das ist eine allgemeinmenschliche Erfahrung, die sich die Religion und auch die Kunst zunutze macht. Bei Shakespeare etwa geht es oft um die Emanationen der eigenen Psyche. Ein bekanntes Beispiel sind die Hexen in Macbeth. Es können aber auch Ahnen auftreten, wie der Geist von Hamlets Vater. Im religiösen Kontext sind es oft Engel, die Aufträge erteilen oder schützen. Das DU unserer Witwe aber ist Gott. Ob dieses DU nur ein Vorgestelltes ist, ein Erfundenes oder ob es real existiert, spielt keine Rolle. Denn für den, der an Gott glaubt, gibt es ihn auch. Schlimmstenfalls ist er eine Fiktion, die hilfreich ist. Bestenfalls gibt es ihn. Wir brauchen offenbar im Drama des Lebens – wie im Drama als Kunstgattung – ein DU. Und zwar umso mehr, wenn wir ganz allein sind.

Das bringt uns zu der Frage nach dem ICH. In diesem Fall nach dem Ich der Witwe. Jeder, auch diese Witwe, muss sich selbst ins Verhältnis setzen, sich in der Welt verorten, ein angemessenes Verhalten an den Tag legen. Mal muss man Demut und Bescheidenheit üben, mal geht es eher um Mut und Selbstbewusstsein. Das ist häufig schwer zu entscheiden, aber oft für das eigene Lebensschicksal entscheidend. Man kann nicht einfach zornig wie Rumpelstilzchen auf seinem vermeintlichen Recht beharren und auf den Boden stampfen. Soll man noch einen Schritt weiter gehen oder sich zurückhalten und abwarten? Wer weiß das schon so genau? Und auch das Motiv muss halbwegs adäquat sein. Man kann nicht bei jeder Autopanne immer gleich „Gott“ anrufen, nur weil ein Reifen geplatzt ist.

Ein Zeichen dafür, dass der Mensch dazu neigt, seiner Kinderseele in unangemessener Weise Raum zu geben anstatt Probleme selbst adäquat einzuschätzen, ist ausgerechnet das sich an Jesus anlehrende Goethezitat. Ich wiederhole es noch einmal: „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,/ Gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide.“ Mag dies mit einem Schuss Hybris versehen bei Tasso vielleicht noch angehen, so stimmt die Tatsache, dass diese zwei Zeilen Goethes kalenderspruchtauglich wurden, schon skeptischer. Sie taugen offenbar für viele x-beliebige und auch für unangemessene Situationen. Goethe selbst ist in seiner „Marienbader Elegie“ das beste Beispiel. Dort versucht er seine „Qual“ mit „Gottes“ Hilfe zu bewältigen. Es ist die eines Achtzigjährigen, der in seiner närrischen Liebe zu einem Teenager von diesem nicht erhört wird. Ich denke, hier sollte weniger der liebe Gott als die eigene Einsicht weiterhelfen. Nicht jede Notlage braucht die Anrufung übernatürlicher Mächte ...

Die Geschichte von der Witwe ist in diesem Punkt klar und das heißt auch radikal: Erstens: Es besteht überhaupt kein Zweifel daran, dass sie im Recht ist. Und es besteht, zweitens, auch kein Zweifel daran, dass sie zu den Benachteiligten und Unterprivilegierten, ja den Mittellosen gehört: Sie ist eine schutzlose Frau ohne jegliche Lebensgrundlage: eine Witwe. Schlimmer geht's nimmer. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, verweigert der Text uns drittens inhaltlich Stellung nehmen zu können, denn wir wissen gar nicht, worum es geht. Er setzt vielmehr voraus, dass das Anliegen der Witwe berechtigt und schwerwiegend ist. So bleibt uns die Zwickmühle erspart, uns zum Beispiel mit der Güterabwägung zwischen Staatsraison und Menschenrecht beschäftigen zu müssen, wie in der „Antigone“ des Sophokles. Viertens zeigt die Geschichte, dass es sehr wohl möglich ist, sein Recht durchzusetzen, obwohl man keine Macht hat. Und schließlich wird hier nicht einer ichtschwachen grauen Maus Mut gemacht, doch einmal beim zuständigen Sachbearbeiter in der Stadtverwaltung vorzusprechen, um das Kindergeld oder die Hartz IV Zahlung freundlich anzumahnen. Nein, die Frau ist kraftvoll und mutig, war schon zimal beim Amt, ist vielleicht sogar penetrant und hartleibig und wird jetzt aufgestachelt nachzulegen, auf ihrem Recht zu bestehen.

Die Geschichte appelliert unmissverständlich an die Autonomie des Menschen, an seine Freiheit, seine Kraft, sein Selbstbewusstsein. Die Frau soll nicht aufgeben, heißt es gleich zu Beginn der Geschichte. Sie soll sich nicht einschüchtern lassen.

Die Botschaft ist klar: Man muss sich nicht alles bieten lassen! Und wer Gott vertraut, hat genügend Kraft sich zu wehren, sich aufzulehnen, selbst wenn er zu den Schwachen gehört. Nicht Ergebenheit ins vermeintliche Schicksal, sondern aktives Eingreifen will dieses Gottvertrauen. Der Mensch kann sich mit Erfolg wehren, wenn er nur laut genug „schreit“. In seinem Schrei liegt seine Chance. Das jedenfalls erzählt Jesus, Kyrios, der „Befreier“, wie er im Text heißt. So kräftigt die Erzählung das ICH in seinen Rechten, stärkt den Glauben an sich selbst, kraftvoll, entschieden, sozial, politisch, ja revolutionär. Der Glaube des Ichs an seine eigene Kraft ist nur durch das Vertrauen in jemand anderen, in Gott, möglich. So sagt jedenfalls Jesus in dieser Geschichte und treibt die Idee von seiner Religion voran.

Letztendlich ist dieser kleine Text ein schönes Beispiel für die Idee von der Individuation des Menschen, ein Appell an sein Selbstbewusstsein. Ein Dokument für einen Meilenstein im Zivilisationsprozess. Und ein Lehrbeispiel für eine soziale Verhaltenstechnik. Mensch, du bist nicht so wehrlos, wie du glaubst. Glaube an Dich selbst. Und ich, die göttliche Instanz, stehe dir in diesem Glauben bei. Wenn du an mich glaubst, kannst du – glaub mir – auch besser an Dich selbst glauben. Und wenn du an dich selbst glaubst, hast du viel viel mehr Kraft als du glaubst. Daher: Glaube!! Das Gottvertrauen ist also psychologisch eine Umwegtechnologie zum Glauben an sich selbst. Eine Kraft, die mit dieser Geschichte auch direkt in den politischen Widerstand führen könnte.

Bevor wir uns aber zu sehr in dem Märchen „Von der wundersamen Kraft Gottes“ verlieren, muss darauf hingewiesen werden, dass die Katastrophe nur durch die Laune eines Richters vermieden wurde. Wenn der Fall nicht so glücklich ausgegangen wäre, hätte es laut biblischem Text durchaus noch ein anderes Instrumentarium gegeben: die Revolte. Denn die dem Richter in den Mund gelegte Befürchtung, die Frau könne ihn vielleicht ohrfeigen, wirkt beinahe wie ein zarter Hinweis des Evangelisten auf die mögliche oder vielleicht gar empfehlenswerte ultima ratio, nämlich die Anwendung von Gewalt gegen ein staatliches Organ. Schließlich muss man sich nicht alles bieten lassen. Der Beinahe-Aufruf zur offenen Revolte des Menschen gegen ein ungerechtes System bzw. gegen Obrigkeiten, die die menschlichen Grundrechte und die transzendente Ordnung nicht achten, ist deutlich. Hier kommt – wenn auch nur als Angstphantasie des Richters - die Absetzung der bestehenden staatlichen Autorität ins Spiel. Das positive Recht bzw. seine missbräuchliche Anwendung durch den Menschen wird nicht akzeptiert, sondern durch ein übergeordnetes göttliches und humaneres Recht massiv infrage gestellt. Das ist Revolution. Eine Revolution durch Gottvertrauen. Historisch schafft Gott hier Recht gegen die Ungerechtigkeit der römischen Besatzungsmacht und lehnt sich gegen ein Weltreich auf. Diese Auflehnung ist zwar historisch, aber vielfach übertragbar. Sowohl im Sinne der Befreiung wie auch – und hier ist von einem sehr sehr schmalen Grad zu sprechen – im Sinne von Anmaßungen und Absolutheiten ganz entsetzlicher Art. Denn wenn der Mensch das Recht unter dem Signum des Göttlichen usurpiert, wird es meist schwierig. Zu beobachten ist dies nicht nur am Beispiel sich resakralisierender Gesellschaften, es reicht der Blick in die eigene christliche Geschichte. Millionen sind diesem Absolutismus zum Opfer gefallen. Auch Friedrich Schillers „Jungfrau von Orleans“ ist ein treffendes Exempel dafür, wie die Inanspruchnahme des Göttlichen in fundamentalen Terror umschlagen kann. Wer markiert die Grenze?

Was also wäre passiert, wenn sich diese Witwe nicht durchgesetzt hätte? Vielleicht hätte sie den Richter tatsächlich geohrfeigt, vielleicht hätte sie sich aus Verzweiflung umgebracht, vielleicht wäre sie zu einem Rachezug gegen die halbe Welt losgezogen, weil sie den Schmerz des Unrechts nicht ertragen hätte. Zumal sie vielleicht gerade erst Witwe geworden ist und ihren Mann durch einen Schicksalsschlag verloren hat, den sie nicht verstehen, nicht akzeptieren kann. Kein Mann mehr, keine soziale Sicherheit mehr, kein Geld mehr. Und jetzt kommt die Geschichte mit dem Richter als Tropfen auf den heißen Stein und das Fass läuft über ...

Ich habe weiter oben gesagt, dass es zu den Grunderfahrungen des Menschen gehört, dass er mehr Ungerechtigkeit als Gerechtigkeit erlebt. Der Mensch ist äußerst empfindlich gegen Ungerechtigkeit. Gegen die Ungerechtigkeit, dass sein Saatgut infolge von Unwettern nicht aufgehen kann, das eines anderen aber doch, kann man nichts machen. Man kann daran zwar verzweifeln, aber man muss es hinnehmen. Die von Menschen gemachte Ungerechtigkeit dagegen, die in der Regel vor Gericht entschieden wird, muss dort ausgeglichen werden und treibt unsere Empfindlichkeit im Falle eines Fehlurteils auf besondere Weise in die Höhe. Nun nehme ich zwar an, dass die meisten von Ihnen noch nie vor dem Richter standen, aber vielleicht geht es Ihnen wie mir, und Sie sagen gelegentlich „Wenn das und das passiert, dann werde ich zum Kohlhaas“. Es ist kein Zufall, dass ausgerechnet Kleist, der sich zeitlebens damit auseinandergesetzt hat, dass der Mensch aus dem Paradies vertrieben ist, mit „Michael Kohlhaas“ ein Beispiel dafür geschaffen hat, was passiert, wenn das Rechtsempfinden verletzt wird und man aus jeglicher Ordnung stürzt. Michael Kohlhaas hat ja bekanntlich Recht, aber es nutzt ihm nichts, und er setzt sich in der Folge derart ins Unrecht, dass die Welt darüber in Flammen aufgeht. An fehlender Gerechtigkeit kann – so sieht man – mehr zugrunde gehen als „nur“ die Gerechtigkeit. Insofern ist diese biblische Geschichte um die Witwe außerordentlich ernst zu nehmen. Auch in Kleists „Zerbrochenem Krug“ droht über einer Lappalie, nämlich dem besagten zerbrochenen Krug, die Weltordnung als Ganze, jedenfalls in Huisum, zu zerbrechen. Mit dem Krug zerbricht eine Welt. Evchen, Ruprecht, Marthe Rull – sie „schreien“, um noch einmal unsere

Geschichte von der Witwe zu zitieren, nach Gerechtigkeit, verstehen nicht, was da los ist bzw. sind zu schwach, sich mutig durchzusetzen. Hier muss als deus ex machina schon der Gerichtsrat Walter auftreten, um das Schlimmste zu verhindern. Ähnlich ist es in Shakespeares „Maß für Maß“, wo ein tugendrigoristischer Richter namens Angelo (ein Engel also – der Bösewicht bei Kleist nennt sich Adam ...) seine Macht missbrauchen will, um mit der Klostersnovizin Isabella Sex zu haben. Er will sie nötigen, die Freilassung ihres inhaftierten Bruder mit Sexdiensten zu erkaufen. Auch hier muss es ein deus ex machina, in diesem Fall der Herzog, richten. Ein deus ex machina ist aber leider nur auf dem Theater möglich. Und selbst hier nur in Komödien. Im Leben ist er nicht vorgesehen. Und in der Bibel? Die Geschichte zwischen der Witwe und ihrem Richter endet zu aller Zufriedenheit, vielleicht sogar als Komödie: endlich können wir feiern! Die Geschichte zwischen dem Richter Pontius Pilatus und Jesus endet dagegen als Tragödie, - auch wenn es wegen der Theodizee im Christentum eigentlich gar keine Tragödie geben kann. Aber an dem die Tragödie aufhebenden „sitzet zur Rechten Gottes“ können sich die Allermeisten nur noch schwer festhalten. Auch wenn das schönste und freudvollste christliche Fest, Ostern, den Sieg über den Tod feiert. Es geht davon aus, dass es nicht beim Kreuz bleibt, sondern die Auferstehung folgt – das ist die Hoffnung.

Unsere Geschichte aber lebt n i c h t von der Hoffnung auf ein End- oder Weltgericht als tröstendem Ausgleich für im Diesseits erlittene Unbill, sie schafft durch die Kraft des Menschen und die Hilfe Gottes Gerechtigkeit im Hier und Jetzt – sofort. Was heißt das für uns? Für die meisten vermutlich gar nichts. Denn ich vermute, dass die meisten von uns hier heute Vormittag weder böse Täter noch arme Opfer sind, weder Richter noch Witwen, oder anders gesagt: in wechselnden Situationen mal das eine und mal das andere, also beides zugleich. Die Wirklichkeit ist komplizierter als die biblischen Geschichten, Gut und Böse sind nicht so einfach verteilt. „Gemischte Charaktere“, wie man das im Theater nennt, sind wir ohnehin: mit einem Anteil guter wie weniger guter Charakterzüge ausgestattet. Aber ich meine noch etwas anderes, was die Lage noch komplizierter macht: es gibt ein tatsächliches Verschmelzen von Täter und Opfer, je nach Situation mal so, mal so, je nach Zusammenhang und Interessenslage mit einer stets vom einen ins andere kippenden Psyche. Im Theater nennt man das „Kippfiguren.“ Es ist von uns selbst die Rede. Wie soll man das verstehen?

Innerhalb unserer deutschen Wohlstandsgesellschaft fühlen sich die meisten von uns als kleine Nummern, eher Opfer, kleine Leute, Witwen. Und klagen in dieser Rolle über das Steuersystem, das andere bevorteilt, über entgangene berufliche Aufstiegsmöglichkeiten, über Mobbing ausgerechnet gegen uns, über politische Zumutungen, über den Schwund unserer Spareinlagen infolge der Finanzkrise (dass wir selber herumspekuliert haben, lassen wir gern unter den Tisch fallen) etc. Wenn die Kraft der Witwe uns Vorbild ist, die Kraft einer Frau mit „Gottvertrauen“, die protestiert und Einspruch erhebt, sollten wir uns fragen, ob wir selbst genug „schreien“ bzw. warum wir es nicht endlich tun. Und warum wir die Schreie anderer in unserer Gesellschaft nicht genügend unterstützen. Gleichzeitig sind wir aber, wenn vielleicht auch meist in bescheidenem Rahmen, auch Täter: als Vorgesetzte, als jemand, dem es besser geht als jemand anderem, der stärker ist etc. Geopolitisch aber sind wir als politische Mitglieder einer der reichsten Mächte des Erdballs a l l e glasklar aufseiten der Täter, der Schuldigen, und zwar ziemlich genau im biblischen Sinne: „Da war ein Richter in einer Stadt, der hatte keine Ehrfurcht vor Gott und keinen Respekt vor den Menschen.“ Das sind zweifelsfrei wir. Wir, die wir in unfassbarem Ausmaß aufkosten anderer leben. Mit jedem Handykauf verlängern wir Ungerechtigkeit und Billiglöhne anderswo, mit den allermeisten Textileinkäufen laden wir Schuld auf uns, als Ausbeuter und Profiteure von Sweatshops und Kinderarbeit. In juristischen Begrifflichkeiten wäre hier von Vorsatz und nicht von Fahrlässigkeit zu sprechen, eine im Rechtswesen wesentliche Unterscheidung, die beispielsweise die Differenz zwischen Tötung und Mord markiert. Wir wissen genau, was wir tun, auch politisch im übrigen: Unsere Regierungen setzen hohe Zölle an, um Rohstoffe statt

Produkte zu importieren, damit der heimische Arbeitsmarkt gestützt und gesichert wird. Ob infolgedessen anderswo Arbeitslosigkeit und Armut grassieren, ist uns egal. Wir bekämpfen die so genannten somalischen „Piraten“. Man könnte sie genauso gut „Widerstandskämpfer“ nennen, denn es sind ihre Fischgründe, die wir vorher leer gefischt haben. Schließlich werden mit unseren Steuergeldern, unserem Wissen, unserem Einverständnis alljährlich an den Grenzen von Schengen, an der Grenze zwischen Afrika und Europa, Tausende in den Tod geschickt. Jeder kann diese Liste selbst verlängern. Wie verhalten wir uns dazu, dass unser Wohlstand Armut und Tod in vielen Regionen der Welt verursacht oder jedenfalls verlängert? Was tragen wir dazu bei, dass das aufhört? Wenig bis nichts. Das ist die Realität. Wir haben - Zitat Bibel – „keinen Respekt vor den Menschen“. Nur eines ist sicher: irgendwann kommen die „Witwen“, also die Armen und Entrechteten, mit oder ohne „Gottvertrauen“ und jagen uns zum Teufel. Mit der biblischen Ohrfeige, die ja dort auch nur befürchtet wird, geht das dann nicht mehr ab.

Ich selbst habe halbwüchsige Kinder. Sie stellen mir jetzt solche oder ähnliche Fragen, so wie wir früher unseren Eltern die Fragen nach der NS-Vergangenheit gestellt haben. Hier steht meine eigene moralische Integrität durchaus auf dem Spiel. Denn was tue ich denn? Das muss sich jeder fragen. Auch: Wo bin ich selbst Richter, wo Witwe? Früher war ich viel mehr Witwe, heute mehr Richter. Früher haben wir z.B. in Brokdorf oder Kalkar im Geiste eines anderen, eines höheren Rechts, auf das die Bibel sich ja auch beruft, gegen die Atomkraft demonstriert. Und standen schnell mit einem Bein im Gefängnis: Darf man mit der Inanspruchnahme des Naturrechts das positive Recht beugen und himmelsschreiende Fehler notfalls mit Gewalt verhindern? Vom Gedanken zur Tat ist es nur ein kleiner Schritt, auch das zeigt die Bibelstelle, wenn auch nur im Angsttraum des Richters.

Früher war ich mehr Witwe, heute mehr Richter. Ja, das ist von Berufswegen so. Wenn man in der gesellschaftlichen Hierarchie im Laufe der Jahre etwas nach oben klettert, muss man sich immer wieder und umso deutlicher fragen, ob man „mit Respekt vor den Menschen“ handelt. Das ist leichter gesagt als getan. Denn im Alltag dämmert einem schon bald, dass jede Entscheidung für Jemanden oder etwas Bestimmtes auch eine Entscheidung gegen Jemanden oder Bestimmtes ist. Das ist die Schuld, mit der jeder von uns leben muss. Wie kann man sie wenigstens teilweise in Gerechtigkeit verwandeln? Wie kann man sich davor bewahren, sich jeweils auf das „kleinere Übel“ herauszureden?

Von den politischen Konnotationen dieser Beinahe-Widerstandsgeschichte noch einmal zurück zu ihrem religiösen und philosophischen Kern, zur Frage nach unserer Freiheit. Es geht um den „Schrei“, wie es in der Kirchentagsübersetzung heißt. Den Schrei, zu dem Jesus die Witwe aufruft, um den Schrei, den er in seiner Todesstunde selbst ausstößt. Der Text suggeriert, Gott könne zu unserem Gunsten direkt eingreifen. Mit diesem Gedanken haben wir Mühe, deutlicher: wir glauben das nicht, aber wir haben diesen Kinderglauben irgendwann menscheitsgeschichtlich aufgesogen. Zugleich aber sind wir in die Idee verliebt, wir seien frei. Dass beide Menschheitsträume einander ausschließen, liegt auf der Hand. Denn wenn Gott eingreifen könnte und dies auch täte, bräuchten wir unsere Freiheit nicht und wären das paradiesisch instinktgeleitete Wesen der Vorzeit. Außerdem: Wenn Gott eingreifen kann, es aber nicht tut, wäre er ein schlimmer Gott, denn warum tut er es nicht und verhindert all die Menschheitskatastrophen? Und wenn er nichts tut bzw. tun kann, dann brauche ich ihn nicht, weil er mir nicht hilft. Dann bin ich entlassen in die Freiheit, die ihrerseits nicht existiert, weil ich das Allermeiste gar nicht beeinflussen kann. Die Gerechtigkeitsfrage führt also direkt in die Theodizee.

Wenn aber unsere Haupterfahrung die des Unrechts ist, wie soll man dann Gottvertrauen aufbringen können? Ehrlich gesagt: ich weiß es nicht. Die Kirchen vollziehen alle möglichen Verrenkungen um dieses Grundparadox in eine „Freiheit in Gott“ aufzulösen. Ich habe diesen theologischen Trick nie wirklich verstanden. Wahrscheinlich sind sie auf ihre Weise

der Spiegel des privatspsychologischen Herumgemurkels jedes Einzelnen, der auch die Gottes- und die Freiheitsfrage mit der Gerechtigkeitsfrage übereins bekommen möchte – koste es, was es wolle, Hauptsache, ich darf mir diese Kindlichkeit erhalten. Persönlicher und einfacher gesagt: Ich habe ein wenig das Glück, einigermaßen mit dem Urvertrauen ausgestattet zu sein, dass alles gut werden könnte. Ob das mit Religion zu tun hat oder mehr mit einer psychischen Disposition, mit Gott- oder Urvertrauen, will ich gar nicht so genau wissen. Es lebe die Unschärfe.

Die Geschichte von der Witwe erzählt, dass Gott denen, die glauben, Recht verschafft im Hier und Jetzt. Für den, dem gegeben ist, dies zu glauben, kann das sehr wohl so sein. Denn der imaginäre Beistand Gottes wird für die Witwe vielleicht zu einem tatsächlichen.

Hören wir uns die Geschichte kurz vor Ende dieser Bibelstunde noch ein zweites Mal an:

Lk 18,1–8

*1 Jesus erzählte ihnen ein Gleichnis davon, dass sie immer wieder zu Gott schreien sollen anstatt aufzugeben:*

*2 „Da war ein Richter in einer Stadt, der hatte keine Ehrfurcht vor Gott und keinen Respekt vor den Menschen. 3 Eine Witwe lebte in dieser Stadt, die kam immer wieder zu ihm und verlangte: Gib mir mein Recht gegen den, der mir mein Recht nimmt. 4 Lange wollte er nicht. Dann aber sagte er sich: Wenn ich auch keine Ehrfurcht vor Gott habe und keinen Respekt vor den Menschen, 5 will ich doch der Witwe ihr Recht geben, weil sie mir lästig wird. Sonst kommt sie am Ende noch und schlägt mich ins Gesicht.“*

*6 Der Kyrios, der Befreier, sagte: „Hört, was der ungerechte Richter sagt! 7 Gott aber, wird sie/er nicht denen, die ihr/ihm am Herzen liegen, die Tag und Nacht nach ihr/ihm schreien, Recht verschaffen und sich ihnen liebevoll zuwenden? 8 Ich sage euch: Gott wird ihnen Recht verschaffen ohne zu zögern. Aber wird der Mensch, der gekommen ist, Gottvertrauen auf der Erde finden?“*

Die kleine Geschichte von der Witwe ist eine Geschichte vom drohenden Unrecht und davon, was passieren könnte, wenn sich das Recht nicht durchsetzt. Es setzt sich aber durch. Und die Witwe ist gerettet, sowohl in ihren irdischen wie vermutlich auch in ihren religiösen Belangen. „Soviel du brauchst“ ist das Motto des Kirchentags. Ich nehme mal an, dass das nicht narzisstisch oder voluntaristisch gemeint ist, sondern im Gegenteil ein Mindestmaß definieren will. In unsrem Falle entstehen daraus zwei Fragen: die eine wäre die Frage, welches Maß an Gerechtigkeit brauche ich, um mit mir und meiner Umwelt in Frieden zu leben. Die zweite, welches Maß an Gerechtigkeit brauche ich, um nicht an der übergeordneten Weltordnung – manche nennen es Gott – zu verzweifeln. Jede einzelne Frage ist kompliziert, das Verhältnis zwischen beiden ebenfalls komplex und unseren Rahmen sprengend. Denn ich kann in Fragen irdischer Gerechtigkeit völlig unbefriedigt sein und trotzdem meinen religiösen Frieden haben, das kann aber genauso gut auch der Keim zum Atheismus sein. Wie auch immer: Es bleibt die Erwartung eines Mindestmaß an irdischer Gerechtigkeit – das ist eine bescheiden klingende, in Wahrheit aber ebenfalls hochanspruchsvolle Erwartung. Eine Erwartung an Gesellschaft und Politik, eine Erwartung natürlich vor allem an die Rechtsprechung. Unsere Witwe hat, wie gesagt, Glück. Aber wie oft fehlt es daran? Sei es, weil eine Supermarktangestellte ihre Existenzgrundlage verliert, weil sie ein Brötchen gestohlen hat während ein Steuerbetrüger sich frei kaufen kann, sei es, weil das Maß an Strafe ohnehin überzogen ist. Auch hiervon erzählt im übrigen die Bibel, die sich überhaupt viel um Rechtsfragen gekümmert hat, beispielsweise in den zehn Geboten, die eine vorstaatliche zivilisatorische Ordnung etablieren wollten. Aber auch in der berühmten „Auge um Auge, Zahn um Zahn“ Regelung. Uns erscheint sie grausam. In

Wahrheit aber war sie ein zivilisatorischer Fortschritt, wie mir der Kardinal Schönborn aus Wien anlässlich eines Gesprächs über Shakespeares „Maß für Maß“ einmal erzählt hat. Denn es ging historisch darum, das grausame Prinzip der Blutrache einzudämmen und es durch das Talionsprinzip zu ersetzen, eine Verhältnismäßigkeit zwischen Vergehen und Strafe und also das humanere Prinzip von „nur“(!) „Auge um Auge“ einzuführen. Ja Mensch, warum sagt einem so etwas niemand, wenn man jung ist und alle Belege dafür sammelt, dass die Bibel ein reaktionäres Machwerk ist!?

Die Erwartung eines Mindestmaß an Gerechtigkeit richtet sich aber natürlich vor allem und völlig systemunabhängig an den Mitmenschen. Und natürlich an uns selbst, denn wir sind gewohnt, reflexartig und selbstbezogen Gerechtigkeit vor allem für uns selbst zu fordern, anstatt im „Respekt vor den Menschen“.

Aber das sind allgemeine Forderungen und Notwendigkeiten, sie haben mit Religion noch nichts zu tun, jeder Politiker und jeder Gesellschaftswissenschaftler würde das auch unterschreiben.

Wir müssen noch einen Schritt weiter gehen. Für die Religion sind das allenfalls notwendige, aber nicht hinreichende Bedingungen. Religion ist ja nicht nur angewandte Gesellschaftswissenschaft. Religion kommt in säkularen wie postsäkularen Gesellschaften erst durch andere Dinge ins Spiel: durch die Entschiedenheit eines Gefühls, das nicht mit sich selbst allein ist und sich nicht nur aus der Gesellschaft speist. Durch einen Enthusiasmus, der seine Quelle woanders hat oder wenigstens sucht. Auch durch den „Schrei“. Ihn fand ich am faszinierendsten an der Geschichte – auch wenn er möglicherweise vor allem einer akrobatischen Kirchentagsübersetzerleistung zu verdanken ist. Es ist übrigens schon der Schrei Dostojewskis in seinen „Brüdern Karamasow“. Wenn „Schrei“ gleich Beten und Beten gleich „Schrei“ ist, dann betet Dostojewski 800 Seiten lang. Aber nicht nur er, sondern jeder der dort versammelten Brüder auf seine Weise: der eine als Frömmler, der zweite als revoltierender Vätermörder, der dritte als Dionysos und der vierte als verzweifelter Nihilist. Ob man es „Schrei“ oder „Beten“ nennt, beides ist unabdingbar für Religion. Aber zur Religion gehören neben einer existentiellen Unbedingtheit auch noch andere Dinge wie Ritus, Geruch, Musik, Licht. Hierin sind sich der Katholik und der Theatermensch in mir einig. Aber gehen wir noch einen weiteren Schritt: Tatsächlich braucht es auch „Ehrfurcht vor Gott“, wie es ebenfalls in der Geschichte heißt. Eine schwierige Voraussetzung in der Moderne. Im Urindogermanischen bedeutet Gott sprachethymologisch übrigens ursprünglich „Himmel“, die Personifizierung als Vater erfolgte erst später. Himmel steht da, nicht Papa! Anderswo ist dann allgemein von „einem anzurufenden Wesen“ die Rede. Wir müssen durch diese Schichten durch, zurück und uns von Dogmatik ebenso lösen wie von der reinen Entmythologisierung in Richtung pastoraler Gesellschaftswissenschaft. Christoph Schlingensiefel, mit dem mich eine gemeinsame katholische Messdienervergangenheit verband, hat gesagt: „Kunst wird erst dann interessant, wenn wir vor irgendetwas stehen, das wir nicht restlos erklären können.“

Das ist in der Tat ein Punkt, der Kunst und Religion verbindet. Beides sind Versuche, die Welt zu begreifen, ohne sie restlos zu verstehen. Wir müssen sie nicht restlos verstehen, ja, wir haben sogar mehr von ihr, wenn wir ihr ein Geheimnis lassen. Es geht um den Kosmos, in dem wir leben. Und um unsere Achtung und unseren Respekt davor.

Wir am Thalia Theater versuchen auf unsere Weise zu begreifen, was die Religionen leisten, geleistet haben und vielleicht immer noch leisten können und veranstalten alljährlich eine „Lange Nacht der Weltreligionen“. Da ereignet sich eigentlich nichts, als dass wir die Texte der Weltreligionen zueinander ins Verhältnis setzen und als Literatur ernst nehmen, als philosophische und religiöse Gerüste, als Jahrtausende alte Versuche der Menschen, sich selbst ihren Charakter, ihre Umwelt, ihre Zivilisation zu erklären, vorstaatliche Regeln zu

erfinden, soziale und psychologische Überlebenstechniken zu entwickeln etc. In diesen frühen Zivilisationstechnologien sind die Völker gar nicht so unähnlich. Natürlich, die Gewichtungen sind verschieden: Hier wird mehr das Kontemplative betont, dort mehr das Aktive, hier ist das Soziale wichtiger und dort mehr die Versenkung des Ichs, hier ist die Autonomie des Menschen stärker, dort seine Geworfenheit etc. Aber das sind nur Unterschiede in Gewichtungen, sie berühren nicht das Zentrum. Ähnlich ist es bei den religiösen Kernthemen: Auch da stellt sich heraus, dass die Vorstellungen von den entscheidenden Dingen in den Völkern ähnlich sind, umso ähnlicher, je tiefer und weiter man zurückgeht. Nirgends kann sich der Mensch damit abfinden, dass nach dem Tod alles zu Ende sein soll. Nirgends verzichtet er auf den Gedanken, dass es eine Instanz geben müsste, die außerhalb seiner selbst ist, nirgends verzichtet er darauf, moralische Codici zu entwickeln, die ihre Kraft aus der Verankerung in der Transzendenz beziehen. Und überall versucht er auch, dem Menschen den Schrecken zu nehmen, den die Überforderung, mit den Zumutungen des Lebens klarzukommen, erstmal bedeutet.

Natürlich kann man die jeweiligen Erscheinungsformen belächeln, wie zum Beispiel die Ewigkeitsvorstellungen der Völker. Auch der Phantasieaufwand, der überall auf dem Globus betrieben wird, um der Befürchtung der eigenen Vergänglichkeit einen utopischen Raum entgegenzusetzen, lässt einen schmunzeln. Die Indianer gehen „in die ewigen Jagdgründe“, die Pharaonen haben sich einbalsamieren lassen, um nicht zu vergehen, andere haben ihre Ritterrüstungen für das Leben im Jenseits mitgenommen, der erste chinesische Kaiser hat eine ganze aus Ton nachgebildete Terrakotta-Armee mitgenommen. Und wir glauben traditionell, im Himmel säßen in einer patriarchal-aristokratischen Ordnung die Engel und Heerscharen zur Rechten des gütigen Gottes, begleitet von denen, denen das ewige Leben gewährt wurde, während andere in der Hölle schmoren oder im Fegefeuer auf Bewährung hocken. Die Hinduisten der Upanishaden glauben dagegen an viele, viele Stufen der Wiedergeburt, die sogenannte Reinkarnation, und Dichter wie Dante haben eigene Varianten darauf notiert und nennen sie dann „Göttliche Komödie“. Ja, sind wir noch zu retten, hier kulturelle Dogmatik, hier Bilderhoheit walten zu lassen?

Der für mich faszinierendsten Vorstellung von einem Leben hier und einem Leben dort bin ich vor vielen Jahren durch das Buch einer bulgarischen Ethnologin begegnet. Sie hat in einem Grenzgebiet, wo sich türkisch-islamische und griechisch-orthodoxe Vorstellungen synkretistisch mischen, mit über Hundertjährigen gesprochen. Sie lebten in den bulgarischen Rhodopen, einem Gebirgszug. Und sie lebten in einem In-between – nicht hier, nicht dort, sondern, wie es in einer dieser Geschichten heißt: „im Nebel“. Sie waren zum Beispiel seit 30 Jahren blind oder taub, und bekamen Besuch von ihren Enkeln, die von neuesten Errungenschaften wie Kühlschränken oder Autos berichteten - Errungenschaften, die für die Uralten keinerlei Rolle spielten. Gleichzeitig sprachen die Hundertjährigen nachts mit ihren Ahnen, die sie am sternenübersäten Himmel wähten und dort mit diesen zu einer Einheit verschmolzen. Die Hundertjährigen waren vom Leben wie vom Tod gleichweit entfernt. Aber die Erinnerung der Hundertjährigen an ihre Ahnen machte diese unsterblich. Und sie schnupperten – selbst im Transit vom Leben zum Tod - an einer Ewigkeit, von der sie nicht wussten, ob es sie später im Tod auch noch geben würde. Aber es gab sie jetzt. Vielleicht ist das die ganze Wahrheit.

Wir können und wir wollen uns nicht mit dem Tod abfinden. Wir wollen und wir brauchen ein Reservoir an Utopie. Warum? Weil wir als einzige Lebewesen auf der Erde wissen, dass wir sterblich sind, sind wir auch die, die sich damit nicht abfinden können. Warum soll nicht auch tatsächlich die Metamorphose von Fleisch und Wasser in Staub begleitet sein von einer zweiten Metamorphose, die den Anteil des Geistes nicht vernichtet, sondern transformiert? Die Idee davon hilft uns zu leben, wenn wir Ungerechtigkeit erleiden und beispielsweise zum xten Mal zum Richter gehen müssen. Sie hilft uns, die Hoffnung nicht beerdigen zu müssen.

Die Natur darf jedes Jahr wiederauferstehen. Warum nicht auch wir?

Manchmal umweht uns die Erfahrung vermeintlicher Zeitlosigkeit sogar im Hier und Jetzt, in der Liebe zum Beispiel, oder auch in der Kunst, im gelungenen Augenblick, in der Begegnung, in der Natur. Ein Vorschein dessen, was wir erhoffen, auch wenn es sich vielleicht nie ereignet.

Jesus Schrei am Kreuz war Protest gegen die Ungerechtigkeit. Und er war vergeblich. Allerdings nicht folgenlos. Nach christlichem Glauben folgt Ostern. Über Ungerechtigkeit, Leiden und Tod hinwegzukommen ist trotz aller Kosmologie oder pantheistischen Anwendungen schwer. Georg Büchner hat, kaum über 20 Jahre alt, seinen Grundzweifel in „Dantons Tod“ auf den Punkt gebracht: „Man kann das Böse leugnen, aber nicht den Schmerz. Warum leide ich? Das ist der Fels des Atheismus.“

Die vom Schmerz befreite Witwe in der Bibel kann sich glücklich bei Tanz, Gesang und Wein um sich selbst drehen. Sie ist noch einmal davongekommen. Und die Bibel an dieser Stelle eine Komödie. Dank ihres selbstbewussten Schreis. Möglich war er – laut Bibel – durch ein das Ich stärkendes Vertrauen in Gott.

Ich bin ein Mensch des Theaters. Und habe tagtäglich mit Geschichten zu tun, mit der Frage, wie man sie erzählt, und was dahinter stecken könnte, an Schicksal, an Bedeutung. So habe ich mich heute Vormittag von der kleinen Geschichte dieser Witwe weit treiben lassen, in der Hoffnung, Sie ein wenig ins Ungefähre der Zwischenbedeutungen verführt zu haben.

Dabei ist im Übrigen ein Fehler passiert: Ich habe mich mehr mit der Witwe identifiziert, obwohl ich, wie das Auditorium, vermutlich eigentlich auf der Seite des Täters, des Richters, des Unsympathen zu suchen bin. Aber vielleicht hat ja der Evangelist Lukas gar nicht recht? Vielleicht ist der Richter ja gar kein Menschen und Gott verachtender Zyniker, sondern ein ehrenwerter Mann? Ein Römer, der sich mit dieser Frau wirklich die allergrößte Mühe gegeben hat. Vielleicht ist die Frau gar keine kleinasiatische Jeanne d'Arc, keine Widerstandskämpferin, sondern tatsächlich eine Wadenbeißerin, eine Bißgurn, eine Querulantin?

Wahrscheinlich ist das vielleicht nicht, möglich aber schon. Aber das wäre eine andere Geschichte, auch interessant, aber nicht so erfolgreich auf dem Theater. Und in der Bibel auch nicht.

Ich danke für Ihre Aufmerksamkeit.